

Das Recht zu leben [Fortsetzung]

Autor(en): **Wolff, Ludwig**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 34

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646774>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Recht zu leben

Von LUDWIG WOLFF

21. Fortsetzung.

Er war gutgelaunt, mit einer Nelke im Knopfloch und verströmte Duftwolken.

„Guten Tag, Ali, mein Junge. Wie geht es dir? Da ich in Berlin zu tun hatte, wollte ich es nicht versäumen, dir einen kleinen Besuch zu machen.“

„Sehr freundlich von Ihnen, Heliopoulos.“

„Willst du mir auch einen Tropfen Kaffee schenken?“

„Das ist doch selbstverständlich.“

Keridan läutete dem Mädchen.

„Ist es nicht merkwürdig, daß ich noch niemals in deiner Villa gewesen bin?“ Er blickte sich in der Halle um. „Du hast es hier sehr hübsch.“ Er lachte fröhlich. „Wenn ich mal zu Geld komme, kaufe ich mir auch so eine Villa.“

„Aber nicht in Berlin“, sagte Keridan tückisch.

„Nein, nicht in Berlin.“ Er lehnte sich behaglich zurück. „Wir sind zufrieden mit dir, Ali.“

„Das freut mich zu hören.“

„Es hat uns gut gepaßt, daß du die Waren so schnell verkauft hast.“

Er zündete sich eine Zigarette an. „Weißt du übrigens, daß dein Käufer ein Unterhändler von Kokotos war?“

„Das weiß ich nicht.“

„Es ist auch egal. Wer bar bezahlt, kann von uns kaufen.“ Er dachte nach, welche angenehmen Dinge er Keridan noch sagen könnte.

„Marbarak freut sich, daß du die Fabrik schon losgeschlagen hast. Du weißt, Marbarak hält nichts von Radio-Fabriken.“

„Ansichtssache.“

Gefine brachte frischen Kaffee.

Heliopoulos blickte dem Mädchen nach, als es hinausging und sagte anerkennend:

„Ein hübsches Kind. Gute Weine.“ Er begann unvermittelt herzlich zu lachen: „Mit deiner Baronin hast du mir übrigens einen netten Streich gespielt, Ali.“ Keridan atmete erleichtert auf. „Die Idee war so fabelhaft, daß ich dir nicht böse sein kann. Wer mich reinlegt, vor dem habe ich Hochachtung.“

„Welche Idee?“

„Nun, die Idee, zu behaupten, daß der Baron dir als Pfand nicht seine Frau, sondern einen Ersatz gebracht hat.“

„Wie ist das?“ fragte Keridan, der kein Wort begriff.

Heliopoulos erzählte mit Behagen, auf welche Weise Dient ihn getäuscht hatte.

„Als die angebliche kleine Schauspielerin abends nicht wiederkam, mußte ich natürlich, daß alles Falles gewesen ist. Aber es war ein guter Einfall. Mein Kompliment, Ali.“

Keridan lächelte.

„Ich muß Ihre Anerkennung ablehnen. Der gute Einfall war nicht mein Verdienst.“

„Warum leugnest du, Ali? Hast du den Fehler in deiner Rechnung entdeckt?“

„Welchen Fehler?“ fragte Keridan neugierig.

„Du hast vergessen, daß ich den Schwindel sofort entdecken mußte, als die Kleine nicht zurückkam.“ Er trank einen Schluck Kaffee. „Es wäre schlauer gewesen, weniger schlau zu sein.“

Keridan runzelte die Stirn.

„Das klingt sehr nett, aber ich verstehe es nicht.“

„Da du die Baronin so famos dressiert hast, ist es doch klar, daß ihr drei gemeinsam gearbeitet habt.“

Keridan zuckte mit den Achseln.

„Das ist leider grundsätzlich, aber wenn es Ihnen Spaß macht, Heliopoulos, sollen Sie recht haben.“

Heliopoulos stand auf und machte einen kleinen Spaziergang durch die Halle.

„Wann gehst du nach Düsseldorf?“

„Ich eigne mich nicht für den Außendienst.“

„Das heißt, daß du nicht nach Düsseldorf gehen willst.“ Keridan schwieg. „Ich verstehe. Du hast dein Schäfchen ins Trockene gebracht und willst mit uns nicht mehr arbeiten. Es tut mir leid, daß wir dich verlieren, aber wir halten niemanden, der gehen will. Das ist Geschäftsprinzip in unserem Haus.“ Er blieb vor Keridan stehen. „Was deine Schuld betrifft, so will ich dir einen großzügigen Vorschlag machen, Ali. Wir gleichen uns mit der Hälfte aus. Du zahlst uns 400 000 Franken zurück und wir sind quitt.“

„Geben Sie sich keine Mühe, Heliopoulos. Ich bin Ihnen nichts schuldig und kann Ihnen nichts zurückgeben, denn ich bin ein armer Mann.“

„Wie schrecklich!“

Er zog sich langsam die Handschuhe an. „Dennoch wirst du diese Vierhunderttausend bezahlen.“

Keridan genoß zum erstenmal die Freiheit des Bettlers und lachte.

„Wenn Sie wüßten, wie irrsinnig das ist, was Sie jetzt sagen, Heliopoulos, würden Sie mit mir lachen.“

„Wer sein Geld zurückverlangt, ist immer irrsinnig, mein guter Ali.“

Keridan begleitete seinen Gast bis zum Wagen und kehrte erfrischt in das Haus zurück. Das Gespräch mit Heliopoulos war eine Genugtuung gewesen, die allerdings zu teuer bezahlt worden war, aber Genugtuungen kosteten fast immer mehr als sie wert waren.

Nach dem Abendessen kam der Koch und meldete sich. Er war ein großer stattlicher Mann mit grauem Haar und mit einer kindlich keinen Nase.

„Sie haben mich befohlen, Herr Keridan“, sagte er und stand stramm.

Keridan blickte den alten Mann an, dessen Augen auf ihn gerichtet waren, und fühlte ein dumpfes Unbehagen.

„Die Zeiten sind schlecht, General.“

Der Koch lächelte schüchtern.

„Ich weiß es, Herr Keridan.“

„Setzen Sie sich, General. Da haben Sie eine Zigarette. Rauchen Sie.“

„Danke, Herr Keridan.“

Sie rauchten eine Weile schweigend. Dann raffte sich Keridan auf.

„Ich muß Sie entlassen, General.“

„Jawohl, Herr Keridan.“

„Es tut mir leid, aber ich habe kein Geld mehr.“

Der Mund des alten Mannes zuckte.

„Könnten Sie mir nicht erlauben, Herr Keridan, hier wohnen zu bleiben und zu kochen? Ich verzichte gern auf das Gehalt.“

Keridan bekam Herzklopfen.

„Wenn Ihnen damit geholfen ist, General, können Sie bleiben.“

„Danke, Herr Keridan. Ich werde billig kochen und sehr sparen.“ Er betrachtete seinen Herrn mit fliehenden Augen und schluckte hastig: „Ich habe etwas Geld gespart, Herr Keridan, es ist nicht viel, ungefähr 1800 Mark. Wenn Ihnen damit im Augenblick gedient ist, steht das Geld zu Ihrer Verfügung.“

„Danke, General“, sagte Keridan finster, denn er liebte es nicht, gerührt zu werden. „Es ist sehr freundlich von Ihnen, aber ich brauche das Geld nicht.“

„Verzeihen Sie, Herr Keridan“, antwortete der Koch beschämt und erhob sich.

„Sagen Sie, General, wie ist das, wenn man reich und mächtig war und dann arm und klein wird?“

Der alte Mann überlegte eine Weile.

„Es ist kein großer Unterschied, Herr Keridan. Das Leben geht weiter.“

35. Kapitel.

Hollbruch wollte sich nach dem Frühstück wie gewöhnlich von Eva verabschieden, um in die Berge zu fahren, aber Eva hielt ihn zurück. „Bleib noch einen Augenblick, Peterchen. Ich habe mit dir zu sprechen.“

Er nahm wieder Platz und sah sie neugierig an.

„Ich muß dir ein Geständnis machen, Peter.“

„Ja?“

„Ich langweile mich. Ich kann nicht so lange müßig sitzen und die Odalisten spielen.“

Er machte ein beleidigtes Gesicht.

„Was für merkwürdige Worte du findest!“

„Das Wort Odalisten deckt sich genau mit der Rolle, die ich spiele.“ Sie lächelte. „Mißverstehe mich nicht, ich habe gegen die Rolle nichts einzuwenden, aber eine Frau meiner Art muß auch arbeiten.“

„Wir brauchen nicht in Lugano zu bleiben“, erwiderte er ausweichend, „nichts hindert uns, irgendwohin anders zu gehen, Eva.“

„Um in einem andern Hotelzimmer zu sitzen und die Gegend anzustarren? Wenn du wüßtest, wie ich alles hasse, was Gegend ist!“

„Bitte, dann schlage du vor, was geschehen soll.“

„Ja, das werde ich tun.“ Sie sah aus enttäuschten Augen Hollbruch an. „Wir wollen uns heute nett und kameradschaftlich adieu sagen, Peterchen.“

Er fuhr in die Höhe.

„Wieso denn? Warum denn? Was ist geschehen? Liebst du mich nicht mehr?“

„Bleib ruhig sitzen und hör' mich an. Aber bitte seh' dich doch, Peterchen. Du machst es mir so schwer.“ Er gehorchte. „Ich kann dir kein Glück geben, Peter.“ Ihre Stimme zitterte ein wenig. „Das ist die Wahrheit.“ Er öffnete den Mund, als wollte er widersprechen. „Daß nur, Peterchen. Du liebst Diäten, sonst niemanden auf der Welt. Vielleicht weißt du gar nicht, wie sehr du Diäten liebst. Aber ich weiß es.“ Er wagte sie nicht mehr anzusehen und blickte auf den Tisch. „Du bist ein bis in die Knochen ehrenhafter und anständiger Mann, Peter. Du hast deine Tat, der du nicht gewachsen bist, nur um deiner Frau willen begangen. Du hast Geld unterschlagen, weil du es nicht hast ertragen können, daß deine Frau hungert. Es ist wunderbar.“ Sein Gesicht zuckte verzweifelt. „Jetzt, da du Diäten verlorst, erscheint dir alles sinnlos: Deine Tat, der Reichtum, die Freiheit.“ Er stützte den Kopf auf seine Hände und schwieg.

Sie stand auf, trat zu ihm und streichelte sein Haar.

„Armes Peterchen!“

„Was soll ich tun?“ fragte er leise und besiegt.

„Zu Diäten zurückfinden.“

Er wurde bitter.

„Das sagt sich leicht. Und Keridan, den sie liebt?“

Sie errötete, aber er konnte es nicht sehen.

„Vielleicht liebt sie ihn nicht. Vielleicht haben wir uns geirrt.“

Er hob den Kopf.

„Hältst du das für möglich?“

„Alles ist möglich.“ Sie faßte einen Entschluß. „Hör mich an, Peter. Ich will mal auf Rundschaft ausgehen und sehen, was mit Diäten los ist. Das bin ich dir und Diäten schuldig.“

„Ich stehe in deiner Schuld, Eva“, sagte er bedrückt.

„Oh nein, ich habe dir zu danken, Peterchen, aber das verheißt du nicht.“

„Wie willst du Diäten finden?“

„Das lasse meine Sorge sein. Ich finde sie. Die Welt ist doch so jammervoll klein. In ein paar Tagen bist du rum.“

„Wenn sie bei Keridan ist, brauchst du dich natürlich nicht weiter zu bemühen, Eva.“

„Ne, stören wollen wir nicht. Aber ich glaube nicht mehr an Keridan.“

„Warum nicht?“

„Schwer zu erklären, Peter. Das ist Gefühlsache. Also wir bleiben so: Wenn ich mich melde, dann kannst du beruhigt kommen. Wenn du nichts von mir hörst, ist es Eßig. Aber du kannst erst frühestens in acht Tagen von mir Nachricht haben.“

„Ich danke dir, Evchen. Und was für Pläne hast du?“

Es schmerzte sie ein wenig, daß er sich mit dem Gedanken des Auseinandergehens so schnell abgefunden hatte.

„Ich will jetzt endlich den so lang ersehnten Flug um die Welt unternehmen.“

„Es ist selbstverständlich, daß ich dir mit jedem Betrag, den du für den Flug benötigst, zur Verfügung stehe.“

„Schönen Dank, Peterchen, aber ich brauche das Geld nicht. Mr. Neville Stach wird den Flug finanzieren.“

„Du schaltest mich aus?“

„Das ist nicht möglich, Peterchen. Du wirst immer die wichtigste Person in meinem Leben bleiben.“ Sie atmete tief. „Und jetzt will ich einpacken.“

„Wann fährst du?“ fragte er unsicher. Er kam sich mit einemmal sehr klein und armselig vor.

„Mit dem Nachmittagszug bis Zürich.“

„Darf ich dich mit dem Wagen nach Zürich bringen?“

„Laß mich mit der Bahn fahren, Peterchen. Es ist besser so. Wozu den Abschied verlängern?“ Ihre Stimme wurde weich und zärtlich. „Glaubst du, daß es leicht ist, von dir wegzugehen?“ Sie riß sich zusammen. „Ich übernachtete in Zürich, hole morgen mein Flugzeug in Dübendorf ab und fliege nach Paris, wo ich mit Neville Stach zusammentreffe, der heute morgen abgereist ist. Von Paris fahren wir nach London, wo wir alle Einzelheiten besprechen und den Vertrag machen wollen. Ich hoffe, in acht Tagen in Berlin zu sein.“

„Ich bin traurig“, sagte er hilflos.

„Das ist anständig von dir“, scherzte sie und küßte ihn auf die Wange.

Die nächsten Stunden vergingen so schnell, daß man gar nicht merkte, wie die Zeit davonrannte. Im Nu war es Mittag. Man saß bei Tisch und versuchte, zu essen. Nachher mußte sich Hollbruch um den Wagen kümmern. Der Hausdiener schaffte das Gepäck hinunter und verstaute es im Auto. Der Hotelbesitzer und seine Frau verabschiedeten sich mit herzlichem Bedauern von der Frau Baronin, die sie recht bald wiederzusehen hofften. Endlich stieg Eva ein, und Hollbruch fuhr zum Bahnhof.

Dann gingen sie auf dem Bahnsteig auf und ab und blickten nervös nach dem Zug aus, der Verspätung hatte.

„Ich glaube nicht, daß ich hierbleiben werde“, erklärte Hollbruch düster. „Es wird ohne dich sehr schlimm sein.“

„Falls du von Lugano weggehst, Peterchen, mußt du mir deine neue Adresse mitteilen.“

„Natürlich.“

„Und fahre ein bißchen vorsichtig, Peterchen. Man lebt nur einmal.“

Der Zug kam. Eva fand ein leeres Abteil. Der Gepäckträger brachte die Koffer. Es ging entsetzlich schnell. Der Zug wollte schon wieder weiter. Eva stand beim offenen Fenster und reichte Hollbruch die Hand. Er küßte sie und stammelte verwirrt:

„Hab vielen Dank für alles, Eva.“

Der Zug setzte sich in Bewegung.

„Ich habe zu danken, Peterchen“, flüsterte sie und hatte Tränen in den Augen.

Mit einemmal war kein Zug mehr da. Hollbruch sah nur leere, in der Sonne glitzernde Schienen. Es war noch gar nicht zu begreifen, daß er mutterseelenallein auf dem Bahnsteig von Lugano stand und einer Frau nachstarrte, die wie eine kleine Wolke davongezogen war.

Er fuhr nach dem Hotel zurück und betrat das Zimmer, in dem Eva gewohnt hatte. Es schien, als ob der ganze Raum noch von Eva imprägniert wäre. Vielleicht saß sie im Garten

und kam in einer halben Stunde wieder zurück. Hatte er sie nicht zu oft und zu lange allein im Garten sitzen lassen? Auf einem Sessel lag das Seidentuch, das Hollbruch einmal in Mailand für Eva gekauft hatte. Eva hatte es vergessen. Sie vergaß immer ihre Seidentücher, dachte er mit einem zärtlichen Vorwurf und steckte das Tuch in die Tasche. Dann ging er aus dem Zimmer, wie man ein Sterbezimmer verläßt, und begab sich in den Garten, aber er hielt es hier nicht aus. Der Garten war wie ein Vorwurf. Hollbruch flüchtete zum See und begann einen langen Spaziergang, der ziellos in den Abend führte. Es war schön und besänftigend, langsam dahinzuwandern und mit Gedanken zu spielen, für die man keine Rechenschaft schuldig war.

Als Hollbruch nach vielen Stunden heimkam, war er müde und ruhig. Er saß friedlich rauchend auf dem Balkon und betrachtete das anmutige Bild, das Eva so gehässig „Gegend“ genannt hatte. Er konnte jetzt nüchtern und ohne Abschieds-f sentimentalität über Eva nachdenken und mußte, wenn er ehrlich zu sich selber sein wollte, zugeben, daß sie den einzig möglichen Ausweg gefunden hatte. Sie war ein großartiger Kamerad, dessen Tapferkeit und Opferbereitschaft unvergleichbar waren, aber die Frau, die er liebte und mit der er sich bis zum Tod verbunden fühlte, war Diäten. Er war ihr in dieser stillen Nachtstunde so nahe, daß ihm nicht der leiseste Zweifel an ihrer Zusammengehörigkeit möglich erschien. Niemand konnte ein Mann wie Keridan diese Bindung für immer zerstören. Aber es gab noch ein anderes Hindernis, das Hollbruch und Diäten voneinander trennte. Das Geld! Wenn Hollbruch daran dachte, begann sein Optimismus weß zu werden. Diäten hatte ihn mit überzeugenden Worten zu der Tat verführt, die sie nachher, offenbar von Keridan beeinflusst, widerrief. Sie war von der Voraussetzung ausgegangen, daß Keridan ein Schieber war, dessen Geld zu unterschlagen ein entschuldigbares Vergehen bedeutete. Später schien sie davon überzeugt worden zu sein, daß Keridan ein korrekter Kaufmann sei, der nicht geschädigt werden dürfe. Aber niemals konnte Hollbruch an die Korrektheit Keridans glauben. Der Verdacht, den er von allem Anfang an gehabt und vor sich selber verheimlicht hatte, war ihm durch die Entdeckung der Rauschgifte in seinem Wagenreifen bestätigt worden. Daß Keridan mit diesem heimtückischen Manöver in irgendeinem Zusammenhang stand, war klar. Hollbruch hielt es für durchaus möglich, daß Keridan zu der „D. S. C. J.“ gehörte, eine Annahme, die er freilich nicht beweisen konnte. Wenn ihm der Beweis gelänge, ließe sich Diäten davon überzeugen, daß sie mit Unrecht die Tat widerrufen hatte, zu der ihr Instinkt geraten hatte.

Es wäre natürlich leicht und einfach, der Frau, die man liebte, recht zu geben und das strittige Geld gehorjam zurückzuerstatten, um so mehr da Hollbruch auf dieses Geld dank seinem märchenhaften Erfolg mit den Jackson-Schäuffelin-Aktien nicht angewiesen war, aber würde dann seine Tat, wenn sie unentschuldig bliebe, nicht immer zwischen ihm und Diäten stehen und eine niemals zu vernichtende Brutstätte der Bitterkeit sein?

Gegen diese Ueberlegung ließ sich nicht viel einwenden, aber den Beweis zu erbringen, daß Keridan für die „D. S. C. J.“ arbeite, war eine Aufgabe, deren Schwierigkeit Hollbruch nicht unterschätzte. Er sah in dieser Stunde überhaupt keinen Weg, der zu irgendeinem Ergebnis führen konnte, und entschloß sich, zu Bett zu gehen.

Er schlief sehr unruhig, verstrickte sich in Träumen, die ihn zu laufen zwangen, einmal als Verfolger, dann wieder als Gejagter, und erwachte zerfchlagen und müde. Keinesfalls wollte Hollbruch noch länger in Lugano bleiben, das von quälenden Erinnerungen erfüllt war, und entschied sich dafür, sofort abzureisen, obwohl er nicht wußte, wohin er fahren sollte, aber war es nicht gleichgültig, wo er auf Nachricht von Eva wartete? Er sprang aus dem Bett und begann nach dem Frühstück einzupacken. Da er jetzt einen schönen großen Autokoffer besaß, ließ er das alte Kofferchen zurück, mit dem er von Berlin

abgereist war. Beim Aufräumen des Kofferchens fand er seine alte Brieftasche, die mit Notizen und Adressen vollgepfropft war. Nachdem er die unnütz gewordenen Zettelchen zerrissen und in den Papierkorb geworfen hatte, stieß er auf das Bild Mira Keridans, das ihm Keridan mitgegeben hatte.

Hollbruch betrachtete die junge Frau, deren Schönheit ungewöhnlich war, und wurde jählings von einem Gedanken erhellert, der ihm den Weg wies. Es war nur ein spielerischer Einfall, aber vielleicht war es möglich, mit Miras Hilfe den Schleier zu lüften, der über den Geschäften Keridans gebreitet war.

36. Kapitel.

Die Schwierigkeit, die Bekanntschaft Mira Keridans zu machen, überwand Hollbruch auf die plumpste Weise, aber vielleicht verfangen in überschlauen Zeiten nur die einfachsten Mittel. Er begann, Mira auf Schritt und Tritt zu verfolgen, so daß er ihr unbedingt auffallen mußte.

Er war in einem eleganten Luzerner Hotel auf dem Alpenkai abgestiegen und hatte sich als Dr. Paul Hagemann, Rechtsanwalt aus Hamburg angemeldet, eine wohlbedachte Vorsichtsmaßregel, auf die er nicht wenig stolz war. Die Villa Mira zu finden, war einfach. Das schöne Haus lag auf dem Hügel und war von einem großen Park umgeben. Die Tageseinteilung der jungen Dame auszukundschaften, war ebenfalls nicht schwierig. Sie schien eine begeisterte Autofahrerin zu sein, die jeden Tag einen Ausflug unternahm. Gewöhnlich fuhr sie nach dem Mittagessen mit ihrem Sportkabriolett davon. Wenn sie schon vormittags das Haus verließ, dehnte sich der Ausflug über den ganzen Tag aus.

Hollbruch stellte fest, daß Mira niemals Besuch erhielt und abends stets daheim blieb. Es war nicht leicht zu begreifen, warum eine schöne junge Frau ein so einsames und zurückgezogenes Leben führte. Was machte sie abends? Vielleicht las sie, vielleicht hörte sie dem Radio zu, jedenfalls langweilte sie sich ebenso wie Hollbruch in seinem Hotel, in dem gegenwärtig außer ihm nur ein altes amerikanisches Ehepaar wohnte, das übereingekommen zu sein schien, nicht mehr miteinander zu sprechen.

Mira hatte schon bei der ersten Begegnung, ohne den Fahrer zu beachten, ihre Aufmerksamkeit dem schönen Wagen geschenkt, dessen Schnitt ihre Bewunderung erregte. Als sie am nächsten Tag den silbergrauen Wagen hinter sich sah, hielt sie es für einen Zufall. Viele Autos fuhren von Luzern nach der Aargenstrasse. Am dritten Tag konnte sie nicht mehr daran zweifeln, daß sie verfolgt wurde und fühlte sich beunruhigt, obwohl sie augenblicklich ein reines Gewissen hatte. Als sie im Spiegel das Gesicht des Fahrers betrachtete, wurde sie wieder sicher. Der Mann, der hinter ihr her war, sah sehr gut aus und machte nicht den Eindruck eines Menschen, der den Auftrag hatte, sie zu beobachten. Außerdem pflegten Spitzel nicht in so herrlichen Wagen herumzufahren. Aber trotz diesen Erwägungen blieb in Mira ein Rest von Nervosität zurück, der nicht zu beseitigen war. Was wollte dieser Mann von ihr? Hatte er nichts anderes zu tun, als sie auf ihren Fahrten zu begleiten? War er ein Berrückter? Auf den Gedanken, daß der Verfolger ein schüchternen Anbeter sein könnte, kam sie nicht, denn sie war eine skeptische Frau, die genau wußte, daß heute Männer um einer Frau willen sich nicht so große Mühe machten.

Nichtsdestoweniger mußte Mira während des ganzen Abends an den Mann im silbergrauen Auto denken, der nicht wie ein Italiener ausah, obwohl sein Wagen eine Mailänder Nummer trug.

Am folgenden Nachmittag, als der Wagen Hollbruchs wieder hinter ihr her war, beschloß Mira, eine Aufklärung zu verlangen. Sie hielt in einer der letzten Kehren des Brünigpaffes plötzlich an, so daß auch Hollbruch bremsen mußte und fragte unfreundlich: „Wollen Sie mir nicht sagen, warum Sie mich verfolgen?“

Fortsetzung folgt.